Zwei deutsche Seekriegführer

Von unserem Marinemitarbeiter Erich Glockchey

Schon während des Krieges kann man feststellen, daß die beiden ersten Großadmirale der Kriegsmarine des Großdeutschen Reiches, Erich Raeder und Karl Dönitz, sich mit unverlöschbaren Lettern in die Seekriegsgeschichte eingetragen haben. Fast 1½ Jahrzehnte hat an der Spitze der Reichsmarine und dann der neuen Kriegsmarine Großadmiral Raeder gestanden, den der Führer nunmehr zum Admiralinspekteur der Kriegsmarine des Großdeutschen Reiches ernannt hat. Großadmiral Raeder wird weiter als erster marinepolitischer Mitarbeiter des Führers für Sonderaufgaben zur Verfügung stehen. Nur selten ist es einem Admiral beschieden gewesen, eine derart lange Zeitspanne voller geschichtlicher Ereignisse hindurch eine Marine zu befehligen, ihr zuerst eine feste Grundlage für den Wiederaufstieg zu schaffen, dann ihren Ausbau zu leiten und sie schließlich in entscheidenden Seekriegsoperationen so erfolgreich zu führen.

Bereits im ersten Weltkrieg hat der damalige Korvettenkapitän Raeder nach zwanzigjähriger Dienstzeit, die ihn zeitweise auch in den Stab von Tirpitz berufen hatte, an verantwortungsvoller Stelle gestanden. An der Seite des kühnen Kreuzerführers Admiral Hipper, des Befehlshabers der Aufklärungsstreitkräfte, erlebte er die häufigen Vorstöße der Schlachtkreuzer in der Nordsee und Ostsee. Im Seegefecht auf der Doggerbank im Januar 1915 stand Raeder neben Hipper auf der Kommandobrücke des Schlachtkreuzers „Seydlitz", der weiter angriff, obwohl zwei seiner schweren Geschütztürme nach feindlichen Treffern eine lodernde Flammensäule bildete. Am 31. Mai 1916 in der Skagerrakschlacht waren Hippers Schlachtkreuzer die Speerspitze der Hochseeflotte des Admirals Scheer und trugen in vorderster Linie dazu bei, der englischen Grand Fleet den Ruf der Unbesiegbarkeit zu entreißen. Von Bord des Schlachtkreuzers „Lützow" und nach dessen schwerer Beschädigung vom Schlachtkreuzer „Moltke" aus führten Hipper und Raeder die Aufklärungsstreitkräfte; das packendste Geschehnis dabei war es, als sie während der Überfahrt zum neuen Flaggschiff an Bord eines Torpedobootes einen ausschlaggebenden Angriff der Schlachtkreuzer mitführten, während von allen Schiffen des Verbandes der blutrote Stander, die Angriffsflagge des Seekrieges, wehte. Admiral Hipper schrieb später an Raeder, es sei seiner rastlosen Tätigkeit und seinem scharfen Blick zu verdanken gewesen, wenn die Schlachtkreuzer auf die hohe Stufe der Ausbildung gekommen wären, daß sie die Feuerprobe mit solchem Erfolg bestehen konnten.

Diesen Angriffsgeist trug Raeder dann in die Reichsmarine, deren Führung ihm am 1. Oktober 1928 als Chef der Marineleitung übertragen wurde. Trotz der einengenden Versailler Fesseln formte er sie zu dem kampfkräftigen Instrument, das er nach der Machtergreifung Adolf Hitlers als getreuer Gefolgsmann des Führers zum Kern der neuen Kriegsmarine als ihr Oberbefehlshaber machen konnte. Raeders Schiffbauersatzplan bildete die sachliche Grundlage für den Ausbau der Überwasserstreitkräfte der lange Zeit erfordern mußte. Eine der ersten Maßnahmen nach Erlangung der Wehrhoheit war es ferner, die Unterseebootwaffe der deutschen Kriegsmarine nach 17 Jahren wieder erstehen zu lassen. Als England diesen Krieg vom Zaun brach, stand die Kriegsmarine des Großdeutschen Reiches noch mitten im Aufbau. Jedoch vom ersten Augenblick an wehte über ihr jene Angriffsflagge von Skagerrak, und niemals hat sich die deutsche Kriegsmarine von der materiell mehrfach überlegenen englischen Flotte das Gesetz des Handelns entwinden lassen. Ein Sinnbild dafür sind folgende Sätze aus dem Tagesbefehl des Großadmirals Raeder vom 9. April 1940 für die vom Feinde nicht für möglich gehaltene Landung in Norwegen: „Der Einsatz der Kriegsmarine bei der befohlenen Operation ist groß, der Wille aber, sich der Durchführung entgegenstehenden Schwierigkeiten Herr zu werden, soll noch größer sein. Der Glaube an die Gerechtigkeit unserer Sache und das unbedingte Vertrauen zu unserem Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht geben uns die Gewißheit, daß der Sieg auch bei der Erfüllung dieser Aufgabe auf unserer Seite sein wird."

So gelang es, aus dem Nasendreieck der Nordsee, in der wir während des ersten Weltkrieges eingeengt waren, an die offene Atlantikküste durchzubrechen und den Weg für ozeanische Operationen der deutschen Über- und Unterwasserstreitkräfte zu bahnen. Die Angriffspitze beim Gegenschlag gegen die Blockadehoffnungen der englisch-amerikanischen Seetyrannei bilden die deutschen Unterseeboote. Ihr Lehrmeister und Führer von Anbeginn des Wiederaufbaues bei der Unterseebootwaffe ist der jetzige Großadmiral Karl Dönitz, der in wenig mehr als drei Jahren vom Kapitän zur See bis zum höchsten Rang des Seeoffiziers aufgestiegen ist.

Großadmiral Dönitz hat in seiner dienstlichen Laufbahn alle Seekriegsmittel kennengelernt. Im ersten Weltkrieg war er Offizier auf dem Kreuzer „Breslau", dann Leiter einer Seeflugstation und schließlich ein erfolgreicher Unterseebootkommandant. Nach dem Kriege war er zuerst Kommandant eines Torpedobootes und zuletzt Kommandant des Kreuzers „Emden", als er 1935 von Großadmiral Raeder als Führer der wiedererstandenen Unterseebootwaffe der neuen Kriegsmarine berufen wurde. Mit eiserner Energie hat Dönitz in härtester Schulung die 17jährige Ausbildungslücke überbrückt. Die Geleitzugschlachten deutscher Unterseebootgruppen sind zu einem Schrecken der Engländer und Amerikaner geworden. In London wollte man in dieser „Rudeltaktik" der deutschen Unterseeboote zunächst ein Ausweichen vor der gesteigerten Abwehr sehen. Aber man mußte auf feindlicher Seite schmerzlich erkennen, daß es sich um das Ergebnis der planmäßigen Lenkung des Unterseebootkrieges durch Admiral Dönitz handelte. Wer oft Gelegenheit haben durfte, die enge Verbundenheit dieses Seekriegführers mit den von ihm geführten Kommandanten und Besatzungen deutscher Unterseeboote zu erleben, der spürte immer wieder die mitreißende Wirkung dieses Mannes, der von niemand mehr verlangt als von sich selbst.

In entscheidungsvoller Stunde ist der jüngste Großadmiral der deutschen Marinegeschichte vom Führer mit dem Oberbefehl der Kriegsmarine betraut worden. Großadmiral Dönitz hat niemals die Machtmittel und die Entschlossenheit unserer Gegner unterschätzt, jedoch stets die empfindlichsten Stellen der feindlichen Seemacht und der feindlichen Seeverbindungen zu treffen gewußt. Er kennt das Zusammenspiel aller Kampfmittel des Seekrieges. Er hat seine Männer stets an die Härte des Kampfes gewöhnt. Auf beiden Seiten der Seekriegsfront wird niemand daran zweifeln, daß der neue Oberbefehlshaber der Kriegsmarine aus den deutschen Seestreitkräften über wie unter Wasser die höchsten Leistungen herausholen wird, um an der Seite unserer Verbündeten im ersten erdumspannenden Seekrieg aller Zeiten den Sieg und damit endgültig das Recht auf ein freies Meer zu gewinnen.

Tagesbefehle an die Kriegsmarine

Berlin, 30. Januar

Großadmiral Dönitz, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, richtete folgenden Tagesbefehl an die Kriegsmarine:

„An die Kriegsmarine!

Mit dem heutigen Tage übernehme ich auf Befehl des Führers den Oberbefehl über die Kriegsmarine.

Der U-Boot-Waffe, die ich bisher führen durfte, danke ich für ihre in jeder Stunde bewährte todesmutige Kampfbereitschaft und für ihre Treue. Ich werde die Führung des U-Boot-Krieges auch weiterhin selbst behalten.

Im gleichen harten soldatischen Geist will ich die Kriegsmarine führen. Von jedem einzelnen erwarte ich bedingungslosen Gehorsam, höchsten Mut und Hingabe bis zum letzten Atemzug. Darin liegt unsere Ehre.

Geschart um unseren Führer werden wir unsere Waffen nicht aus der Hand legen, bis Sieg und Frieden errungen sind.

Heil unserem Führer!

Dönitz,
Großadmiral
Oberbefehlshaber der Kriegsmarine."

Großadmiral Raeder richtete folgenden Tagesbefehl an die Kriegsmarine:

„An die Kriegsmarine!

Der Führer hat meiner Bitte, mich mit Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand von meinen Ämtern und Pflichten als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine und Chef der Seekriegsleitung zu entbinden, mit Wirkung vom 30. Januar 1943 entsprochen. Er hat gleichzeitig den Befehlshaber der Unterseeboote, Admiral Dönitz, unter Beförderung zum Großadmiral zu meinem Nachfolger bestimmt.

Ich habe in schwerer Zeit die Führung der Kriegsmarine übernommen. Mit meiner ganzen Kraft habe ich in den langen Jahren meiner Amtsführung mich bemüht, sie aus den ersten Anfängen des Aufbaus zu einem Machtinstrument zu entwickeln, dessen unser Reich zur Behauptung seiner Interessen und Aufgaben in der Welt bedarf. Getragen vom Vertrauen unseres geliebten Führers und gestützt auf treueste Mitarbeit durch die gesamte Kriegsmarine ist es mir vergönnt gewesen, in der größten und schwersten Zeit unseres Volkes an der Lösung dieser hohen Aufgabe entscheidend mitzuwirken. Die Siege und Erfolge, die die Kriegsmarine im großdeutschen Freiheitskampf unter meiner Führung errungen hat, werden in die Geschichte eingehen. Ich bin stolz, dies sagen zu können, sie wurden erzielt durch bedingungslose Hingabe jedes einzelnen. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, Beamte, Angestellte und Arbeiter haben in edlem Gemeinschaftsgefühl und echter Kameradschaft miteinander gewetteifert, ihren Beitrag zu leisten zur Erringung des Sieges. Für die unzähligen Beweise solchen Geistes heute der ganzen Kriegsmarine meinen Dank zu sagen, ist mir eine tiefinnere Verpflichtung und ein Bedürfnis des Herzens.

So wie mein ganzes Leben der Kriegsmarine gewidmet war, werde ich ihr in Zukunft auch weiter dienen und mit ganzem Herzen Anteil nehmen an ihrem schweren Kampf. Ich weiß, daß sie diesen Kampf auch unter ihrem neuen Oberbefehlshaber mit derselben Härte und Entschlossenheit, mit demselben unerschütterlichen Siegeswillen und mit der gleichen Treue führen wird, wie bisher. Ich weiß, daß jeder Mann sein Letztes einsetzen wird, um im Glauben an Gott und im Vertrauen auf unseren Führer den Sieg zu erringen für unser Volk und Reich.

Es lebe der Führer.

Raeder, Großadmiral."

Berlin, den 30. Januar 1943

Das Ritterkreuz

Berlin, 30. Januar

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

Oberst Albert Brendel, Kommandeur eines Grenadierregiments,

Major Wilhelm Braun, Bataillonskommandeur in einem Grenadierregiment,

Rittmeister Gerhard Thiele, Abteilungsführer in einem Panzerregiment,

Leutnant d. R. Heinz Wagner, Zugführer in einem Kradschützenbataillon,

Leutnant d. R. Heinz Schacht, Zugführer in einer Panzerjägerabteilung.

Schweigen in London und Delhi

Zu Tojos Ankündigung der Unabhängigkeitserklärung Burmas

Rangun, 30. Januar

Politische Beobachter machten laut Domei darauf aufmerksam, es sei sehr bezeichnend, daß der britische Nachrichtendienst in Neu-Delhi sowie auch London völliges Stillschweigen über die Erklärung des japanischen Ministerpräsidenten Tojo, daß Burma die Unabhängigkeit gewährt wird, bewahren. Die gegen Burma gerichtete britische Agitation habe plötzlich aufgehört und die Botschaft Tojos sei in feindlichen Sendungen überhaupt nicht erwähnt worden. Die Beobachter fügen hinzu, daß die Ankündigung des Premierministers für den Feind eine Überraschung gewesen sei.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik

Führererlaß verbietet egoistische Aufkäufe landwirtschaftlicher Grundstücke

Die Sicherung der Ernährung unseres Volkes und die Versorgung der kämpfenden Front mit den notwendigen Waffen sind die entscheidenden Aufgaben, die während des Krieges von der Heimat erfüllt werden müssen. Die Stetigkeit der Eigentums- und Besitzverhältnisse an landwirtschaftlichem Grund und Boden ist für die Erzeugung der Güter, die der Ernährung unseres Volkes dienen, eine grundsätzliche Voraussetzung.

Im Interesse der Front und der ungestörten Erzeugung im Kriege hat der Führer durch Erlaß vom 28. Juli 1942 den landwirtschaftlichen Grundstücksverkehr eingeschränkt und damit Schluß gemacht mit allen egoistischen Aufkäufen, zu denen gerade im Kriege einzelne Personenkreise versucht sein könnten. Schon im ersten Weltkrieg mußte man feststellen, daß wertvollster Boden als Selbstversorgersitz oder als Kapitalsanlage in Hände geriet, die dem landwirtschaftlichen Beruf von jeher ferne standen. Einer solchen Entwicklung muß heute erst recht vorgebeugt werden. Der Nichtlandwirt soll nicht glauben, mit dem Besitz eines Bauernhofes oder eines landwirtschaftlichen Grundstückes seine Versorgung mit landwirtschaftlichen Lebensgütern heben und sich besser stellen zu können als alle die vielen Millionen Menschen, die in den Fabriken, in den Kontoren oder an anderen Arbeitsstätten sich abmühen und oftmals geradezu selbst aufopfern. Wenn man die Leistungen dieser Volksgenossen betrachtet, wenn man an die Tapferkeit unserer Soldaten und ihre Bereitschaft zum letzten Opfer denkt, erscheint der Geist jener kleinen Menschen, die angesichts der selbstlosen Haltung eines ganzen Volkes nur an persönlichen Vorteil denken, um so verwerflicher.

Der Führererlaß über die Einschränkung des Verkehrs mit landwirtschaftlichen Grundstücken im Kriege kam zur rechten Zeit. Er beweist die Überlegenheit nationalsozialistischer Staatsführung und wirkt sich im Sinne des Geistes unserer Front aus. Er will den Ankauf landwirtschaftlichen Grund und Bodens durch Kriegsgewinnler und Spekulanten verhindern. Er will vor allem aber auch den Kriegsteilnehmern, die sich um die zum Verkauf kommenden Betriebe und Grundstücke gegenwärtig überhaupt nicht oder nicht persönlich bewerben können, ihr Recht vorbehalten. Der Erlaß will weiterhin, daß ein, wenn auch nur vorübergehender Produktionsrückgang durch unkontrollierbare Grundstücksverkäufe vermieden wird. Vor allem aber verfolgt der Erlaß ein sozialistisches Ziel, nach dem diejenigen, die über mehr Geld verfügen, nicht mehr Recht und nicht mehr materielle Vorteile genießen dürfen, als alle jene, die der Gemeinschaft in bescheidener Lebenshaltung ihre Kraft in schwerer Arbeit hingeben.

Nach dem Führererlaß hat „jeder nicht unbedingt notwendige rechtsgeschäftliche Eigentums- und Besitzwechsel zu unterbleiben. Nur wenn die Rücksicht auf die Erzeugung oder die ordnungsmäßige Bewirtschaftung einen Wechsel verlangen oder zwingende persönliche Gründe ihn erfordern; kann er zugelassen werden. Es ist besonders ein Grunderwerb durch Personen zu verhindern, die hauptsächlich ihr Geld anlegen wollen oder eine Besserung ihrer Versorgung erstreben. Auch ein unter normalen Verhältnissen unbedenklicher Eigentums- oder Besitzwechsel soll möglichst bis nach Beendigung des Krieges zurückgestellt werden, weil sonst Kriegsteilnehmer, die ihre Interessen in der Heimat nicht selbst wahrnehmen können, benachteiligt werden".

Ein Eigentums- oder Besitzwechsel ist nur dann unbedenklich, wenn er trotz oder gerade wegen der Kriegsverhältnisse vollzogen werden muß. In jedem Fall ist demnach ein triftiger Grund für einen solchen Besitzwechsel nachzuweisen. Ein solcher Grund wird regelmäßig vorliegen bei der Übergabe und bei Erbauseinandersetzungen, die das Grundstück oder Anwesen in die Hand eines geeigneten Bewirtschafters bringen, sowie bei der Verlängerung von Pachtverträgen. Wer nicht als Landwirt im Hauptberuf tätig ist, kann während des Krieges nicht mit der Erteilung oder Genehmigung zum Erwerb landwirtschaftlicher Grundstücke rechnen. Der Erwerb durch Personen, die zur dörflichen Lebensgemeinschaft gehören, so etwa ländliche Handwerker, Landarbeiter, ist jedoch grundsätzlich nicht zu beanstanden, wenn die Notwendigkeit des Erwerbs im Sinne des Führererlasses im einzelnen Fall gegeben und agrarpolitisch vertretbar ist.

Die Rechtslage änderte sich durch den Führererlaß gegenüber dem früheren Zustand in entscheidendem Sinne. Bisher konnte die Genehmigung zu landwirtschaftlichen Grundstückgeschäften nur versagt werden, wenn das öffentliche Interesse verletzt wurde. Jetzt kann ein solches Grundstücksgeschäft nur genehmigt werden, wenn es dem öffentlichen Interesse dient. Die Vertragschließenden müssen also nunmehr nachweisen, daß ihr Grundstücksvertrag im öffentlichen Interesse liegt, während vor dem Führererlaß die Behörde im Falle einer Ablehnung des Vertrages nachzuweisen hatte, daß das öffentliche Interesse verletzt wurde. Der Erlaß gilt grundsätzlich auch für den Erwerb von landwirtschaftlichem Grund und Boden durch die öffentliche Hand.

Der Befehl des Führers ist unmißverständlich: „Es hat jeder nicht unbedingt notwendige rechtsgeschäftliche Eigentums- und Besitzwechsel zu unterbleiben." Dieser Befehl dient der Kriegführung, er verhindert ein Schieber-tum, wie wir es vom letzten Weltkrieg her noch in Erinnerung haben, er sichert das Recht unserer Frontkameraden und entspricht dem Willen des anständigen, arbeitenden, deutschen Volkes.

Hermann Göring an das Handwerk

Berlin, 30. Januar

Der Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches und Ehrenmeister des deutschen Handwerks hat dem Organ des Reichsstandes „Deutsches Handwerk" zum 30. Januar folgendes Geleitwort zur Verfügung gestellt: „Das Handwerk hat im nationalsozialistischen Deutschland Hervorragendes geleistet. Seit Kriegsausbruch hat es sich besondere Verdienste in der deutschen Rüstungswirtschaft erworben und den luftgefährdeten Gebieten in anerkennenswerter Weise geholfen."

Das deutsche Handwerk entnimmt aus diesen Worten der Anerkennung einen Ansporn, mit zunehmender Härte des Krieges auch in seinem Einsatz immer produktiver und härter zu werden.

Kann eine Gratifikation zurückgefordert werden?

Mit einem recht interessanten, aber auch aufschlußreichen Streitfall hatte sich das Arbeitsgericht Kassel — Ca. 248/42 — zu befassen. Seit mehreren Jahren war ein weibliches Gefolgschaftsmitglied bei einem Fleischermeister tätig. Anläßlich des Weihnachtsfestes 1941 erhielt diese Angestellte vom Meister noch ein durchaus ansehnliches Geldgeschenk. Einen Monat später erkrankte das Gefolgschaftsmitglied und mußte schließlich nach amtsärztlicher Begutachtung und mit Zustimmung des Arbeitsamtes einen Arbeitsplatz in einer Fabrik annehmen. Anstatt sich nun mit dem Betriebsführer über die Notwendigkeit der Vertragsauflösung auszusprechen und das Ausscheiden aus dem Arbeitsverhältnis in sachlicher Weise vorzunehmen, erfolgte durch das Gefolgschaftsmitglied die Vertragsauflösung in einer Weise, die — wenn sie auch in rechtlich einwandfreier Weise erfolgte — hinsichtlich ihrer sonstigen Umstände als wenig anständig zu bezeichnen ist. Darüber verärgert, behielt der Meister, trotzdem also die Beendigung des Arbeitsverhältnisses in rechtlich einwandfreier Form erfolgt war, die Arbeitspapiere ein. Er ließ sich erst, nachdem alle Verständigungsbemühungen ergebnislos blieben, vor dem Arbeitsgericht auf Herausgabe der Arbeitspapiere verklagen; es erging gegen ihn Urteil, weil die Einbehaltung der Papiere nach Lage der Umstände tatsächlich rechtlich unzulässig war.

Interessant an diesem Streit ist, daß der beklagte Fleischermeister verlangte, die Klägerin anzuhalten, die erhaltene Weihnachtsgratifikation zurückzuzahlen, weil sie sich dieses Geschenkes wegen ihres ungehörigen Verhaltens anläßlich der Vertragsauflösung unwürdig erwiesen habe. Nach § 530 BGB. kann eine Schenkung widerrufen werden, wenn sich der Beschenkte durch eine schwere Verfehlung gegen den Schenker oder einen nahen Angehörigen des Schenkers groben Undanks schuldig macht. Diesen Rechtsgedanken wollte er auf die Weihnachtsgratifikation angewendet wissen.

Eine Gratifikation, auch Sonderzuwendung genannt, ist aber eine Entlohnung, die innerhalb eines Arbeitsverhältnisses zusätzlich zu der übrigen Entlohnung gewährt wird. Ihre Auszahlung kann zu verschiedenen Anlässen erfolgen, etwa bei Abschluß der Inventur, bei Geschäfts- oder Dienstjubiläum oder als Heirats- und Geburtszuschuß usw. In der Regel erfolgt die Zahlung einer Sonderzuwendung als Festgabe mit dem Gedanken, dem Beschäftigten eine Freude zu bereiten oder als Zulage für erhöhte Ausgaben anläßlich eines Festes oder als Zusatzentlohnung für besonders starke und anstrengende Arbeitsleistung oder in der Absicht, durch eine Treueprämie den Beschäftigten zu belohnen und ihn für die Zukunft an den Betrieb zu binden. Eine so gewährte Sonderzuwendung ist also eine Entlohnung für geleistete oder noch zu leistende Dienste, sie ist nach anerkannter Rechtsliteratur und Rechtsprechung keine Schenkung, auch wenn sie praktisch nicht selten als Geschenk bezeichnet wird. (Arbeitsrechtssammlung Gratifikation III, Abschnitt 1.)

Da es sich also, wie ausgeführt, bei Gratifikationen nicht um eine Schenkung handelt, sondern um Leistungen aus einem Arbeitsverhältnis, lassen sich die Grundsätze über die Schenkung nicht anwenden. Eine Gratifikation kann deshalb nachträglich nicht zurückgefordert oder auf den sonstigen Lohn angerechnet werden, auch nicht bei grobem Undank des Empfangenden. (Urteil des RAG. vom 7. 1. 1931 — 343/30 — Arbeitsrechtssammlung Band 11, Seite 93.) Dem Antrag des Meisters konnte somit nicht entsprochen werden. *Bl.*

Kriegskunden sind keine Laufkunden

Wenn Einzelhandelsläden geschlossen werden, müssen sich die Kunden dieser Läden nach anderen Einkaufsstellen umsehen. Das ist für sie oft mit Schwierigkeiten verbunden, weil alle Geschäfte jetzt ihren festen Kundenkreis haben und mit einer geringen Zahl an Arbeitskräften ihre Arbeiten nur gerade schaffen können. Es geht aber nicht, daß die Kunden, deren Geschäfte aus kriegswirtschaftlichen Gründen schließen müssen, anderen Verbrauchern gegenüber benachteiligt werden. Es genügt, daß sie sich einen anderen Kaufmann, der oft für sie ungünstiger liegt, suchen müssen. Daher ist es Pflicht der Kaufleute, die ihr Geschäft weiterbetreiben, derartige Kunden aufzunehmen und mit der gleichen Sorgfalt wie einen alten Kunden zu bedienen, auch wenn sie wissen, daß diese „Kriegskunden" ihnen nicht treu bleiben werden, sondern — sobald ihr alter Kaufmann aus seinem Einsatz zurück ist — auch wieder zu diesem als Kunde zurückkehren. Es geht hier nicht um die Konkurrenz, sondern um die anständige Haltung. Kunden, die wegen Schließung ihres bisherigen Geschäftes wechseln müssen, dürfen nicht mit den Laufkunden auf eine Stufe gestellt werden.

---

sh. Nürnberger Lebensversicherungs AG., Nürnberg. 1942 hat die Gesellschaft Lebensversicherungen über eine Summe von rund 63 Mill. RM abgeschlossen und damit das bisher größte Ergebnis seit ihrem Bestehen erzielt. Die Steigerung gegenüber dem Vorjahre beträgt immerhin 38 Prozent und stückzahlmäßig 23 Prozent. Der Gesamtversicherungsbestand erreichte die Höhe von mehr als 400 Mill. RM. Versicherungssumme. An Versicherungsleistungen sind 1942 mehr als 32 Mill. RM zur Auszahlung gekommen.

Die Börsen am Samstag

Berlin, 30. Januar Auch zum Wochenschluß kam es nur zu wenigen Notierungen im variablen Aktienverkehr. Die Montanwerkaktien hatte Oberwinding Wasser, Wasser Gelsen, Daimler und Wurzl. Kaufhof setzten auf Vortagsbasis ein. Hotelbetriebsgesellschaft gaben um ½% nach. Am Markt der variablen Renten stellte sich die Reichsanleihe anhaltend um ¼% höher auf 171 gegen 170¾. Valuten hielten unverändert.

München, 30. Januar. Zum Ende des Monats und gleichzeitig zum Wochenende befestigte die Börse auf der ganzen Linie sich so gut wie unverändertes Aussehen. In den leitend gehandelten Werten blieb es weiterhin ohne Preisveränderungen. Zur Kassenstille kamen nur drei Papiere zu einer Kursveränderung. Reichsbank und Löwenbräu blieben dabei unverändert, desgleichen Hanfwerke Füssen, die mit 210 zum erstenmal in diesem Jahr notiert wurden. Von den Kassenschlußgewerten änderten sich Bayr. A.G. von 183 auf 181, was auf den Dividendenabschlag zurückzuführen ist. Die zu Einkaufskursen gehandelten Werte kamen nur ganz vereinzelt zu kleineren Umsätzen. Mehr vom Geschäft hatten nur Münchner Rück, die auf der Basis von 310 (—1 RM. gegen den letzten Kurs) gehandelt wurden. Auch die Junghans gaben mit 245 in gleichem Ausmaß nach.

Die große Ordnung

Ein Roman vom Niederrhein

Von Annemarie Fromme-Bechem

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, Verfilmung, Hörspielübertragung, vorbehalten. Copyright (für die Zeitschrift der BDAP.): Fr. Eher Nachf., München-Berlin.

34

Der Fährmann hatte am vergangenen Abend die alte Annette Heger auf die Höhe des Stromes hinausgefahren. Ihre blauen Augen waren nicht verschleiert. Sie schaute klar wie nur je, obwohl in der schmalen Gasse gegen den Strom hin der Sohn aufgefahrt lag, der ihr am meisten Sorge bereitet hatte unter ihren Kindern, den sie heimlich und unbewußt am meisten geliebt, obgleich er ihr die schwersten Erschütterungen des Herzens beibrachte.

Die alte Frau hielte die Hände über dem in Dunst versunkenen Strom. Und Christian Dyck hörte die Frage, die sich schon längst selber die Antwort gegeben: „Ist es unrecht gegen ihn, wenn ich durchsetze, daß er tots allom in den Ehren der Kirche beigesetzt wird?"

Der Fährmann wußte wie alle in der Stadt, daß Annette Hegers Stock kurz nach der schmerzvollen Nachricht an das Arbeiterkinder des Eukels geklopft hatte. Vor dem bedauernswerten Klopfen dieses Stockes gab es kein Ausweichen oder Verzagen. Sah nicht auch Karl Heger ein, daß die Kirche beherrschend erschien, wenn sie dem großen Sünder den wärmenden Spruch mit auf den Weg gab? Annette Heger aber, die als Mutter von zweierlei Lager ihres Schoßes Freud und Leid in das schwelgende Gesicht sinnen: „Es ist wegen der Ordnung, der wir uns alle beugen müssen. Mag die Kirche in deinen Augen eine verkehrte Einrichtung sein, du hast doch nicht an der Tatsache zu rütteln vermocht, daß der Gott der Schöpferkraft lebt und einmal seine Ordnung in die Kirche fließen ließ. Dein Unwetter, Unsichtbares mußte das Sinnbild gebären, schaffen werden. Und die Kinnbilder der Erde können nur in der Ordnung bestehen." Ernst Hegers Antlitz blieb still, voll von dem großen Erstaunen. Die Mutter ergriff die kalten Finger. „Du brauchst nicht alles zu glauben, was Menschen der Kirche sagen, aber du sollst an das Gesetz der Ordnung glauben, die Seele und Körper umfaßt."

Die alte Frau senkte Stimme und Augen bis hinein in das Tetan Wesen. „Aus der Ordnung aller Dinge trug ich dich in dies Leben, nach der Meinung meines Herzens übergebe ich ihr dich wieder. Du wirst es mir verzeihen."

Kein anderer als der Fährmann Christian Dyck wußte um die kurzen Stunden der Not, in denen Annette Heger mit sich rang, ob sie dem hochmütigen Hohn des toten Sohnes nachgeben sollte, der trotz seines weichen, sehnsüchtigen Herzens sich von der Wärme und dem Schutz der Familie entfernte oder ihrem mütterlichen Wissen um die Unbeugsamkeit der letzten Bindungen, die keine Menschen schuten, denen sie aber Gleichsinn setzten. In ihr, der Mutter, siegte die Gutmütigkeit an das Unverrückbare. Nur daß die Stimmen in der Stadt nicht still wurden. Christian Dyck schrien sie hämisch und mißtönend wie die Laute der hagebüchenen Krähen in den Ohren, wenn sie wie schwarze Unheilsboten von den kahl werdenden Bäumen flogen. Die Stimmen klangen auf aus dem Unsichtbaren. Sie vergriffen sich an dem Toten, dem Armsünder, dessen wohl nicht die ewige Seligkeit harte. Sie tasteten nach der alten Frau, die sich mit Kraft über alle Widerstände hinwegsetzte. Sie beschmutzten endlich auch den stillen Toten mit der großen Verwunderung im Antlitz, weil er trotz seines Lebens voll Opfer nicht mehr durchgedrungen war zu dem gewaltigen Geschenk, das er selbst dem Leben hatte machen wollen.

„Sie können nicht einmal die Toten ohne Geschwätz lassen!" Christian Dyck knuschte dem Schnitter, der Krähen auch. Aber ging nicht noch anderer Leut durch die verhangene Stille, die keine die Tagesseiten erkennen ließ, allen in Beharrung versuchte?

Maline Heger hatte an diesem Morgen, der dem Begräbnis Ernst Hegers vorausging, den Auftrag gehabt, im Totenhaus der Mühle Julchen noch ein wenig zur Hand zu gehen. Sie hatte den Auftrag erfüllt und nach dem rostigen, tränenüberströmten Gesicht der Tochter, die das Bettleid, auf den Arm Wilhelm Dittmars gestützt, entgegennahm, noch einmal das selbst im Tod noch nicht ruhige Gesicht des Vaters geschaut. Er war nicht der erste Tote, den das Mädchen sah. Aber es war der erste Tote, um dessen Leben sie etwas wußte. Und sie stehte, daß Ernst Heger ohne die Erfüllung seines Lebenszieles dem Tod hatte ins Angesicht blicken müssen. Die junge Maline Heger kam nicht darüber hinweg, daß ein solches Leben, das unnachgiebig ein Ziel hatte erreichen wollen, das nicht einmal sich selbst galt, sondern der ganzen Menschheit, vor der Erfüllung hatte abschließen müssen, wie ein schlecht geführtes Geschäftsbuch, in dem das Soll und Haben nicht übereinstimmten.

Vor der Erfüllung!

Wie gehetzt floh das Mädchen aus der schmalen Gasse in der nun um Ernst Heger trauernden, gegen den Strom hin zum Damm hinauf. Unterhalb des Deiches schoben sich die Nebel wie eine unendliche Ebene über die Wiesen. Aus den gespenstisch herbarlichen Wiesen kondelten sie weiter, steigend, immer mehr Klarheit in sich aufnehmend. Die Tagen und Märchen des Landes mußten von Wahrheiten erzählt sein, die bis an die Augen in Dunstbinden entgegengingen, sich ohne fremde Hilfe nicht mehr entlarvten, denn die Nebelfrauen und Zwergen hatten in ihr Reich, was sich ihnen nicht mehr halten in ihr Reich, was sich ihnen nicht mehr zu entziehen vermochte. Nicht nebensächlich gerichtet, wenn die Wesen des Hergebrachten und Außergewöhnlichen.

Maline Heger hörte vom Strom herauf die Nebelfrauen rufen, sich in den Alltag hinabzutreten. Sie lehnte sich auf auf das Gitter der kleinen Brücke, die über Damm und Deich gespannt. Warum schrie und wehte die Mühle Julchen über die Vielgestaltigkeit der Verwandtschaften über die Vielgestaltigkeit der Verwandtschaften? Was nützt das Erschütternde, daß ein Mensch dahingeht, ohne sein Lebenswerk erfüllt zu sehen? Ihre Schultern zuckten in stoßweisen Schluchzen. Sie hörte nicht, daß sich an ihr die dampfenden Wolken zwischen Himmel und Erde emporstiegen und sie endlich völlig einhüllten. Erst das Klirren der Fährkette weckte sie in die Wirklichkeit zurück. Trotz der trüben Dämmerung — Christian Dyck schien es zu wagen, seine Fähre in die Welt des aus dem Alltag Gerückten zu treiben. Maline Heger glaubte im unfruchtbaren Grau über dem Strom eine körperliche Verdichtung zu erkennen. Da, jetzt kratzte geisterhaft die bescheidene Fährglocke. Aus dem Dunst löste sich unwirklich das Wirkliche. Es nahm Schritt an, Gestalt.

„Was tust du denn hier draußen?" Hermann ter Brüggen stand vor dem am Gitter zusammengekauerten Mädchen. Die Angesprochene erschrak nicht. Sie hatte das Außergewöhnliche erwartet. Ihre Schultern hebten nur noch unter den Tränen, denen es keinen Lauf lassen wollte. „Warum hat Onkel Ernst seinen Vater nicht mehr Brüggen können?"

Ter Brüggen war betroffen. Unter den Tränen, die in diesen Tagen um den Toten flossen, waren diese die einzigen, die seinem Schmerz verwandt waren.

Ter Brüggens harte Hände, die den Bauernstolz so Ihnen verstanden wie die Werkzeuge zum Instandsetzen seiner Maschinen, preßten sich gegen die Augen, reißen dann langsam hinab. Unbewußt sprach das Mädchen vor ihm aus, was er selbst in all diesen Stunden wungend empfand, daß er in der Arbeit des eigenen Schicksalsverlaufes Bestätigung suchte. Er hatte seine Frau gemahnt, wie sie schmerzlich aufschluchzte über die ernsten Worte des Vaters. Er sah die Tränen dieses und jenes anschauen. Er sah die Tränen dieses und jenes der Familie, die das Leben der Hinterbliebenen in Mitleid bereichernden, Nimmerlei war ihm entgegenkommen.

Der Mannes Augen suchten zu dem ernsten Gesicht ihm gegenüber, das starrte ihn immer unverwandt und keine Antwort auf die Frage fand. Sein Blick hatte einmal die Wortlosen eingetragen, um sie einem neuen ter Brüggen entgegen zu stellen. Mit dem der Mann sich den Weltmarkt zu erobern dachte. Hermann ter Brüggen brauchte das Mädchen. Er hatte es vor Ernst Heger noch wenige Stunden vor seinem Tod ausgesprochen. Jetzt war es ein anderes. Die Nebelskulen zitterten zwischen den beiden einsamen Menschen, die herzstanden dem Sichtbaren mit seinen Gesetzen. Hermann ter Brüggens Augen zwangen den Blick Maline Hegers in sich und damit den Gleichklang der Schöpferkraft, die ein jeden Preis leben will, weil sie das Ziel jenseits des Ichs erreichen muß.

Das Mädchen war vor Jahren aufgeschreckt aus dem Kinderparadies in die sündliche Welt des jungen Malers in Dämmerschein des Dittmarschen Hauses, selig unwissend die Reife des Mädchentums gewinnend. In dieser Stunde der Grenzenlosigkeit, da sich alle Gemarkungen verwischten, gab es kein Erschrecken. Alles war die Folge bisherigen Geschehens, die Notwendigkeit der Wünsche und Hoffnungen, die weder der Mann noch das Mädchen jemals mit Namen hatten nennen können. Hermann ter Brüggen legte den Arm um Maline Heger, sah sie an sich. Der Nebel hatte die beiden Menschen dem Alltag.

Durch durch die grauen Dunstbänke schlug mit schmerzendem Geschoß das Kirchtum der Kirche, die Kinderkund von den dunstverquollen

Eine stille Geschichte

Aus dem Leben einer Krankenpflegerin

Wir entnehmen den folgenden Abschnitt aus dem Roman „Hanneken" der ostpreußischen Dichterin Johanna Wolff, die am 30. Januar ihren 85. Geburtstag feierte.

Da Hanneken in der eigentlichen Krankenpflege noch gar nicht tätig gewesen war, mußte sie von unten anfangen. Jedwede praktische Arbeitsleistung hatte sie auszuführen und auch den theoretischen Kursus durchzumachen, um die Prüfung zu bestehen, die am Schlusse des Jahres abzulegen war. Das war nicht leicht . . .

Ein Mauergerüst war eingestürzt eines Morgens früh, da eben das Tagewerk begann; mit fürchterlichen Quetschungen und Knochenbrüchen hatte man die lebend hervorgezogenen Arbeiter eingeliefert in das Hospital; da mußte Raum geschafft werden, die Verletzten zu bergen.

Und den ganzen Tag hatte man verbunden und eingeschient.

Der Polier, ein älterer Mann, war am schlimmsten weggekommen; kaum etwas war an ihm, das sich nicht als zerschunden und zerstoßen herausstellte. Vom Kopf bis zu den Füßen eingewickelt, lag er steif gestreckt ohne wahrnehmbares Bewußtsein.

Langsam nur und mit großer Vorsicht konnten ihm ein paar Tropfen Nahrung beigebracht werden, er schluckte sie mühsam, ohne sich weiter zu regen, wahrscheinlich war das Rückgrat verletzt. Nie würde er wieder stehen können, meinte der Arzt.

Als Hanneken mit dem frischgefüllten Eisbeutel in der Hand zu ihm kam, stand der Eingeschiente mitten im Zimmer. Alle Flammen der Gaskrone hatte er angedreht und sah mit geöffneten Augen über die Eintretende hinweg ins Grenzenlose.

Dann lief plötzlich ein Zittern durch ihn hin, er taumelte; mit einer Kraft über ihr sonstiges Vermögen erfaßte Hanneken den Mann und legte ihn zurück aufs Bett. Aber noch ehe sie die Arme hervorziehen konnte, stürzte ihm dickes, dunkles Blut aus Nase, Mund und Ohren, selbst die Augen schienen vollzurinnen — dann ein Geräusch wie von einer ablaufenden Klapper tief in seiner Brust — der Mann war tot . . .

Im eigentlichen Sinne des Wortes war Hanneken nicht mitleidig. Es war da etwas tief in ihr, das bei dem allen ganz unbeweglich blieb. Dahinein reichte kein Leid und kein Erleben. Sie erschauerte wohl, doch sie geriet niemals außer sich: Es gehörte ja alles dazu und mußte gelebt werden. Wenn es Härte war, so zu denken, so war Hanneken hart. Mitleidig, meinte sie, könnten nur Menschen sein, die sich wenig bewegt hätten in der wirklichen und tatsächlichen Not des Lebens. Sobald man sich eingreifend dazu verhielte, werde das Gefühl aufgesogen und verbraucht vom Tun. Das Ausstrecken der Hände, das Eilen der Füße, das gespannte Achtgeben aller Sinne hebe jegliches Mitleid auf und lasse nur das rein Sachliche zu.

Kindersaal

Merkwürdig geduldig und heiter waren die kleinen Patienten trotz der mancherlei Gebrechen, mit denen sie behaftet waren. Da gab es Drüsen- und Knochenleiden, Augen-, Ohren- und Kopfverbände, geschiente Füßchen und Hüftgelenkentzündungen und vielerlei Verkürzungen und Verrenkungen, die Operationen, Streck- und Hängevorrichtungen notwendig machten.

Auch drei Kinderwagen standen da, mit winzigen Geschöpfchen, von denen das älteste noch keine vier Monate zählte; mit verdrehtem Beinchen war das eine, mit verkrüppeltem Händchen das andere zur Welt gekommen. Sie wurden eingeliefert, damit die verunglückten Körperteilchen gleich geschient werden konnten. Das dritte befand sich schon etliche Stunden nach seiner Geburt im Hospital. Es hatte eine greuliche Hasenscharte mit zur Welt gebracht, die ihm das Saugen unmöglich machte; tropfenweise mußte ihm die Nahrung eingelöffelt werden in das mißgestaltete Mündchen. Wie ein Fischlein schnappte es nach der Labung und konnte sie doch nur mühsam erlangen. Ein Tröpfchen zuviel und es verschluckte sich, oder es lief ihm wieder davon durch den Spalt, der Lippen und Gaumen durchbrach.

Solche Operation machte sich dann äußerst schwierig, und war sie vollzogen, so begann die Sache erst recht heikel zu werden. Das Kleine hatte Schmerzen und durfte nicht schreien, es war vielleicht ein wenig erhitzt worden und sollte nicht husten: da war unendliche Wachsamkeit und Behutsamkeit vonnöten, und trotzdem rissen mitunter die Stiche und die Sorge hob aufs neue an.

Wie war man froh, wenn man solchen Fall glücklich durchgebracht hatte! Selbst wenn die Kindchen schliefen, bewachte man sie noch voller Angst, daß sie mit dem Gesichtlein sich einwühlen und schädigen konnten.

Hanneken hielt sie gern auf dem Schoß und bewies große Geduld, sie zu letzen.

Das Umherfahren der erst unbewußten Blicke, die sich dann nach und nach mit Schauen füllten, war höchst interessant. Und wie klug sie waren! Wie sie alles merkten! Und wie bald sie die Schwäche der Pflegenden heraus hatten!

Ganz erstaunliche Kräfte waren da tätig; die instinktive Logik, die Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, war geradezu unglaublich. So im ersten Zustand ließen sie sich wie alle Wunderkinder an, und nachher wurden es doch nur ganz gewöhnliche Geschöpfe.

Ob den Kleinen durch Unachtsamkeit und Nichtwissen der Großen bedeutende Werte der Entwicklung verlorengingen, die nie wieder eingebracht wurden? Auf diesem Gebiet, so schien es Hanneken, galt es neue Ausblicke zu eröffnen. Nie wieder war ja der Mensch so leistungsfähig, so begierig, sich in der Welt zurechtzufinden. Durch „Kinderland" Pfadfinder zu werden, keine undankbare Aufgabe möchte da erwachsen für feine Seelen, für unschuldige Geister, denen bei höchster Reife gegeben ist, sich zurückzufinden zu den Ebenen des Daseins, welche Menschen „Jugend" heißen.

Allerlei Licht

Viele wohlhabende Patienten ließen sich lieber in ihren Häusern verpflegen, und Hanneken wurde ausgeschickt, Privatpflege auszuüben.

Eine nervenleidende Kaufmannsfrau, die sie zu betreuen und auch im Wirtschaftlichen zu vertreten hatte, wurde allzu eifersüchtig, weil dem Gatten so vortrefflich schmeckte, was die Pflegerin gekocht hatte.

Eine andere „Nervenleidende" war heimlich dem Trunke ergeben und veranlaßte ihren jungen Sohn, dem Vater Geld zu entwenden, um ihr die notwendig gewordene Dosis Alkohol zuzutragen.

Da hieß es klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, um Gesunden und Kranken und — sich selbst gerecht zu werden! Denn das Verständnis für Wertschätzung arbeitender Frauen von Bildung war erst im Wachsen begriffen, man hatte sich immer noch dagegen zu verwahren, zu den — Dienstboten gezählt zu werden.

Dann pflegte Hanneken den schwer herzkranken Gesandten eines bekannten Fürstenhofes; der schöne, vornehme Mann wollte durchaus nicht sterben. Immer wieder raffte er sich auf zum Widerstand, die geballten Hände schüttelte er dem Unsichtbaren ins Gesicht. Er wollte nicht.

Und als es ihn dennoch packte, sprang er noch im letzten Augenblick auf, mit der Gebärde eines Würgers warf er sich auf etwas, das niemand sah; mit unglaublicher Kraft stieß er einen wuchtigen Eichentisch zur Seite und sank dann zurück an Hannekens Brust. Und des sterbenden Mannes Kopf durchtränkte das Kleid der Fremden mit Todesschweiß. Dicht an ihrem Herzen ging das Geheimnisvolle vorüber, und sie konnte ihm doch nicht ganz nahekommen . . .

Eine korpulente Dame, die den Typhus hatte, ließ der Hausarzt in einem kalten Zimmer verpflegen; die Eisbeutel und Tücher mußten fortwährend mit dem Schnee gefüllt werden, der die Terrasse bedeckte. Hanneken litt sehr unter der Kälte, besonders nachts, sich in das geheizte Nebenzimmer zu setzen, wagte sie nicht, aus Angst, sie könnte einschlafen und „das Dickchen" sich dann über die dunkle Grenze machen.

Aber das Fräulein überstand die Krise und wurde besser. Sobald sie nun so weit war, daß sie sich selbst helfen konnte, schickte sie die Pflegerin, die Oper zu besuchen, denn sie hatte einen Logenplatz im Stadttheater inne. „Lohengrin", „Siegfried", „Walküre" sah Hanneken dort in vorzüglicher Aufführung.

Daß man so Herrliches spielte auf den Brettern, die die Welt bedeuten, hatte Hanneken nicht gewußt. Neunundzwanzig Jahre war sie alt geworden, als diese Wunder offenbar wurden in ihr.

Was sie aber fühlte, als sie den „Fidelio" hörte, von einer großen Künstlerin gesungen, das vermochte sie nicht mit Worten auszudrücken. Nun erst verstand sie ihn, Beethoven, den Gewaltigen, der mit zurückgeworfenem Haupt dem Blitz nachschaut, der die Finsternis überglänzt.

Ihre eigene Seele war's, die in Rhythmen daherging! Hanneken ward mit unbeschreiblichem Entzücken inne, daß auch ihr eine Seele voll Wohllaut gegeben war.

Dann sah sie den „Wallenstein", und die Macht und die Herrlichkeit des Wortes in der dramatischen Kunst erschütterten sie fast mehr noch, als die Töne es getan. Nicht sowohl das Spannungsgesetz war es, das die Schauende und Hörende fesselte, das Stimmungsgesetz beherrschte, bannte, zwang sie unter seinen Zauber, daß sie dasaß, gleichsam wie berufen, zu richten die Lebendigen und die Toten, die da heraufgeführt wurden, gerufen vom Höllenzwang einer Gestalten weckenden Kraft.

Sie sah Theaterstücke und Dichtungen. Und mit Erstaunen wurde sie gewahr, daß die Leute lieber Theaterstücke mochten als Dichtungen.

Hanneken aber verspürte das große schöpferische Lebendigsein als Spannungsgesetz im Männlichen, als Stimmungsgesetz im Weiblichen. Die Einheit Mensch, durch alle Phasen hindurchgeführt, den Schaffenden war's der unverbrauchte Stoff, dem jede Zeit einen neuen Einschlag verlieh.

•

Und Hanneken begann mit neuen und nachdenklichen Augen den Menschen anzusehen, und alles, was dem Menschen eigen ist, wurde ihr wichtig. Entdeckung schien ihr und neue Erfindung, was doch längst entdeckt und erfunden war. Werte holte sie herauf wie aus Urtiefen, jung und glänzend, und die Sprache schien ihr das herrlichste Spiel, diese Werte auszudrücken.

Hatte sich ein Tönen gelöst aus dem Unendlichen und eine erste Bewegung geschaffen auf jenen Tiefen, die wüste waren und leer, Finsternis und Schweigens voll?

War es ein Laut gewesen, der die Stille zerriß und den Fluß der Dinge heraufführte wie einen Reigen, hängend an einer Melodie?

Mancher Ton kam von fern her, wie ein Wanderer kommt durch verlorene Gassen. Die Namen der Dinge aber erschienen Hanneken sehr reich und sehr tief, einen nachhallenden Sinn weckend im Innern. Wie konnte da so Unbegreifliches vor sich gehen an Erkennen — an Wiedererkennen? War man auch dabeigewesen, als sich das gewaltige Entstehen vollzog, Äonen zuvor?

In welche alten Abgründe hinab tauchte schon das Kind, das spielend seine Lippen formte? Erfaßte es nicht den Laut und den dazugehörigen Begriff leichter als man Schmetterlinge einfängt? Wie waren Laut und Begriff entstanden: Wie gehörte das Kind da hinein, das die kleinen Füße auf vieltausendjähriges Gut setzte? Machte es sich nicht die Hinterlassenschaft aller Gewesenen von Anbeginn zu eigen?

Zermürbt, zerfallen, aufgelöst war, was vom ersten Menschsein in die Erscheinung getreten, nur die Sprache war da, sie war die Zusammenfassung und Verständigung der Lebendigen und der Toten. Sie verriet dem Lebenden alle Heimlichkeit der Abgeschiedenen, bewegliches, überquellendes Leben übertrug sie. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft umfaßte sie wie mit einem tönenden Band.

Ob das erste „Wort" plötzlich gefallen war, rund und rein? Ob ein Stammeln nach und nach sich verdeutlicht hatte, von einem Mund wandernd zum andern? Immer wieder mußte es aufgetönt haben, zurückgeworfen von den Wänden des Seins.

Jedwedes Geschöpf nach Menschenart hatte es aufgenommen und weitergegeben. Erbe war's und Anteil von jedem für jeden, Gemeinschaftsgut, das alle nutzten und alle mehrten. Wie das Wort sich auch gewandelt haben mochte, unsäglich war es, unverlierbarend, unsichtbar hatte es dennoch Gestalt. Im Wort war der Mensch.

Wie eine Scham empfand Hanneken, jetzt so wenig Mensch gewesen zu sein. Wie wenig gemacht hatte sie die Macht der Laute, und mit niederem Bewußtsein hatte sie empfangen, was ihr die Könige und Bettler der Jahrtausende in gleicher Güte zugewandt hatten: Die Sprache das Wort.

In siebenfachigem Glanze erstrahlt ihr Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes, und die Worte hatten Odem, als wäre jedes eine lebendige Seele für sich.

„Gott!" sagte Hanneken und schauerte.

Noch immer war ihr das der Name für Unfaßliches und Wunderschönes. „Gott!"

Allein wenn Hanneken Gott suchte, fand sie immer den Menschen.

•

In ihr hatten sich alle Grenzen verschoben. Sie konnte die Zeit nicht abtrennen von der Ewigkeit, das Diesseits nicht vom Jenseits, das Reich Gottes nicht von der Welt, sie schaute alles in einem großen Zusammenhang und begann in die gewaltige Einheit der Dinge hinabzutauchen wie in ihr eigenstes Element.

Stimmungen des Daseins können gar mannigfach sein, können neben- und durcheinander laufen; gerade jetzt empfand Hanneken sehr schmerzhaft ihre menschliche Verlassenheit, und Sehnsucht überkam sie nach einem Menschen, dem sie sich hätte anschließen können.

„Die Arbeit wartet", sagte sie wohl zu sich selbst. Doch wär's ihr lieber gewesen, da hätte ihrer ein lebendiger Mensch gewartet, eine warme Hand, die sich nach ihr gereckt.

Dann zog sie schnell die Glocke an der großen Tür des Hospitals und war froh, wenn man sie mit Ungeduld zurückerwartet hatte. Man brauchte sie.

Einen armen Hirten hatte man eingebracht, einen alten Mann, in einem Zustand unglaublicher Verkommenheit. Sein Bart war verfilzt und voll Ungeziefer; in die Haut der Wangen hatte das Geschmeiß sich eingenistet, in der Kruste saß es, die seinen Kopf bedeckte; die Nägel an den Händen und Füßen waren ihm vollständig gekrümmt und eingewachsen. So hatten die jungen Schwestern der Station nicht gewagt, sich an den Alten heranzumachen; sie waren glücklich, daß Hanneken ihnen noch rechtzeitig zu Hilfe kam.

Der alte Mann, der vielleicht gewußt hatte, daß man die Schafe vor dem Scheren badet, aber nicht die Menschen, quäkte herzbewegend, als die notwendige Säuberung vor sich ging, auch wollte er durchaus nicht in dem Bett bleiben, das ihm in seiner Reinheit unheimlich scheinen mochte. Immer wieder ließ er sich auf die Diele gleiten, kauerte da und starrte das Lager an, betastete es und lockte blöde an dem verdächtigen Weiß, bald am Kopfende, bald am Fußende, als ob es Schnee oder Zucker wäre.

Am anderen Morgen, als ein operativer Eingriff bei ihm gemacht werden sollte, lag er im Sterben; wie ein armes aufgescheuchtes Tier, das sich nicht zurechtfinden kann, bewegte er sich noch mit seinem letzten Vermögen hin und her auf der fremden Stätte, hin und her. Das weiße Kissen störte ihn beim Verscheiden.

Erst als Hanneken ihm eine blaue Arbeitsschürze unter den Kopf breitete, gab sich das Mukelspiel zur Ruhe.

Und dann geschah höchst Wunderbares:

Die verzerrten Züge der armen Menschenkreatur glätteten sich, der eingefallene Schädel schien sich zu verwandeln, andere Linien hoben Stirn und Nase heraus, und der wie lose saugende Mund tat sich gefestet zusammen. In dem Augenblick aber, den Hanneken immer mit Spannung beobachtete, lief's wie ein zitterndes Wetterleuchten über das blöde Gesicht, daß es nicht mehr dasselbe war. Durchgeistigt und verklärt lag es da, in geschlossener Vornehmheit, und hatte nichts mehr an sich von dem dumpfen Verstörtsein von vorher.

„Das bin ich", sprachen diese Züge. Ein erhabenes Schweigen füllte den Totenraum.

Deutscher, sei deiner Vergangenheit trächtig, wie der Mittag von seinem Morgen gefüllt ist; Tracht und Trotz all ihrer Männer, Tat und Gedanken all ihres Schicksals bist du!

Deutscher, sei deiner Gegenwart tapfer, weil du der Erbhalter bist größerer Dinge, als die an dem Tag hängen: Gutes und Böses will werden, wie Unkraut und Saat wird, und der Acker bist du!

Deutscher, sei gläubig der Zukunft, der du die bittere Gegenwart leidest: Kinder und Kindeskinder, und alles, was über sie kommt, Stärke und Schwäche, Demut und Stolz, Hoffart und Kleinmut, alles, was einmal deutscher Lebenstag wird, alles bist du! (Aus den 13 Büchern der deutschen Seele von Wilhelm Schäfer)

Wikinger kehren heim . . .

Von Leon von Campenhausen

Ein leichter Windstoß fährt über das Mälar. Er kräuselt den hellen Spiegel des Sees und läßt kleine Wellen glucksend gegen den Strand der Insel Björkö gleiten. Dann ergreift er das tief herabhängende zarte Gezweig der Birken und schaukelt es auf und nieder.

Sonnenflecken tanzen über die Hügel hinauf und hinab, und das Blau der Anemonen leuchtet zwischen grünem Grase auf und verlöscht. Regles in all dem wogenden Grün ragen über den runden Hügeln die Stämme der Birken in blendendem Weiß.

Das Gräberfeld der Wikinger auf seiner einsamen Insel dehnt sich weithin.

Zwei Jahrhunderte lang hatte sich hier Hügel an Hügel gereiht, und tausendmal war es seitdem Sommer geworden.

Hier schlafen sie, Männer, Frauen und Kinder, mit ihren Pferden, Waffen, ihrem Gold- und Silberschmuck.

Aber schlafen sie denn?

Ist hier nicht Bewegung überall?

Da gehen sie ja mit ihren Sklaven, Stämme auf den Schultern. Hier schaufeln sie Lehm, graben den Torf, wälzen den Stein.

Sie bauen. Zimmern das Fachwerkgerüst, füllen es mit Fichtenzweig, streichen außen und innen nassen Lehm darauf, decken das steile Dach mit Torf, sägen am First das Rauchloch heraus und stampfen den Boden mit Lehm. Dem Hausvater errichten sie den Hochsitz, mitten an der Längswand, gegenüber der Feuerstelle.

Die Wände schmücken sie mit Schilden, Bögen, Speeren und wollenen Tüchern, in die bunte Bilder hineingewebt sind. Sie schieben den schweren Tisch vor die Bank, die in die Wand gehaut ist. Stellen das Trinkhorn darauf, die Silberschale, die mit ineinander verschlungenen Tiergestalten verziert ist, die Teller aus Holz und die Löffel aus Eichgeweih.

Und jeden Raum bauen sie als länglichen Häuschen für sich: Das Wohnhaus, das Schlafhaus, den Stall, die Vorratskammer, den Kornspeicher, die Scheune . . .

Von der rieselnden Quelle her — klingt es nicht wie Stimmengemurmel? Dort, im Schatten der Bäume, sitzt ein Greis. Er hält den Rokel an den Händen und sagt zu ihm: „Alles Böse, das in uns lebt, haben wir von Loki. Darum opfere, wenn du ein Mann geworden bist, dem Tor, daß er dich vor Loki schützt. Kämpfe du aber auch selbst gegen das Böse und achte auf diese meine Worte: Alles Irdische vergeht, nur der Ruhm lebt ewig. Sei immer edelmütig gegen den Schwachen, treu gegen das Weib und brüderlich gegen den Bruder, mit dem du Blut gemischt. Halte die Rache heilig. Sei selbständig, tapfer, vorsichtig und mäßig. Sei offen und ehrlich, und wenn du jemand erschlagen hast, verheimliche es nicht. Nie sollst du fremdes Gut heimlich nehmen. Heilig sei dir die Gastfreundschaft. Auch dein Todfeind soll nichts zu fürchten haben, wenn er unter deinem Dache weilt."

Dann horcht er auf, erhebt sich und eilt mit dem Knaben dem Ufer des Sees zu.

Von allen Seiten lauten Männer, Frauen und Kinder zum Hafen. Man hört lautes Aufrauschen des Wassers unter hundertfachen Ruderschlägen. Die Schiffe sind da.

Sie schwenken in die Bucht. Sechs buntbemalte Drachenschiffe. Hoch aufgerichtet ragen auf den Vordersteven goldglänzend die Drachenköpfe mit offenem Rachen und fletschendem Zahn. Die großen, wollenen, buntgestreiften Rahsegel sind gereft. Die ganze Reling entlang hängen die Schilde, abwechselnd ein heller und ein dunkler.

Auf jedem Schiffe tauchen im Takt vierzig Ruder gleichzeitig ein und übersprühen beim Heben die Seiten des Schiffes mit glitzernden Tropfen.

Jetzt sind sie wieder daheim, die Wikinger. Im Ostland Väringer, im Westland Normannen, im Südland die Männer von Tule genannt.

Sie steigen an Land, leeren die Schiffe. Seide, Kupfer, Silber- und Goldbarren, eingetauscht gegen Pelzwerk, Sklaven und Sklavinnen, erbeutet beim Überfall auf fremde Küsten.

Ein Sänger greift in die Saiten der Harfe und singt der Seefahrer Ruhm.

Auf der Lichtung im Walde ruht ein Künstler seltsame Zeichen in den glatten Granit. Er verewigt den Tod eines Wikingers im fernen Ostland. Auf die in den Stein geschnittene verschlungene Schlange meißelt er eine Rune neben die andere, bis er darsteht, daß hier die Söhne ihrem toten Vater diesen Stein aufrichten ließen.

Immer leiser klingt das Klopfen des Hammers, immer leichter das Rascheln der Blätter im abflauenden Wind. Kaum hörbar noch.

Matter schwanken die Zweige der Birken. Kaum sichtbar noch. Farblos werden die Anemonen.

Und dann decken lange Schatten die runden Hügel auf dem Gräberfelde, wo die Wikinger seit tausend Jahren auf ihrer einsamen Insel schlafen.

Ein verächtlich' Lächeln

Als Adalbert Stifter 1850 das Amt der Volksschulinspektion Oberösterreichs übernahm und dasselbe von Linz aus verwaltete, klagte ihm in jenen Tagen einmal ein junger Lehrer sein Leid.

Dieser Lehrer war ein stiller Mann, der der Dichtkunst und allen schönen Künsten sehr ergeben war. Er selbst war kaum schöpferisch, aber eine reine Regung des Herzens veranlaßte ihn, die edlen Geschenke der Kunst seinen kleinen Schülern in bescheidenen und schlichten Teilen zu übermitteln. Aber das Teufelsvieh der Bosheit ruhte nicht. Von ein paar duckmäuserischen, ehrgeizigen Lehrkollegen wurde ihm diese „Übermittlung schöner Dinge in Kinderherzen" als eine Art von „Aufputschung junger Seelen" ausgelegt.

Stifter hatte für das Leid dieses aufrichtigen Lehrers volles Verständnis, er versprach seine ganze Hilfe gegen die Boshaften und gab ihm die tröstlichen Worte mit auf den Weg: „Wer die Kunst liebt, liebt das Reine. Und wer jungen Menschen Edles und Schönes zu übermitteln vermag, den wird die Kunst segnen und erhalten. Was aber die Bosheit betrifft, so glauben Sie, lieber Freund, genügt es, ein verächtliches Lächeln gegen sie zu gebrauchen und schon wälzt sie sich im Staube und verendet kläglich!"

Heinz Elder

„Sagt's meiner Frau"

Heinrich von Kleist erzählt: Als seine Frau starb, sollte Bach zum Begräbnis Anstalt machen. Der arme Mann war aber gewohnt, alles durch seine Frau besorgen zu lassen; dergestalt, daß, da ein alter Bedienter kam und ihm für Trauerflor, den er einkaufen wollte, Geld abforderte, er unter stillen Tränen den Kopf auf einen Tisch gestützt, antwortete: „Sagt's meiner Frau." Grete Schaeffer

Aphorismen über Genie und Talent

Das Talent lernt, das Genie entwickelt sich.

Das Talent muß sich seiner bewußt werden, das Genie muß sich davor hüten.

Die Gestaltungskraft des Talents kommt von außen, die des Genies von innen.

Das überragende Kunstwerk entsteht jenseits des Bewußtseins seines Schöpfers.

Bei der Beurteilung eines Kunstwerks sieht der Künstler zuerst die Stärken, der Kritiker die Schwächen.

Die, welche sagen, sie bedürfen nur des vollendeten Kunstwerk, meinen meist das anerkannte Kunstwerk.

Fragt den wahren Künstler, was ein Kunstwerk ist, er wird antworten: ein Wunder.

Ein großes Kunstwerk entsteht nur durch völlige Hingabe des Künstlers an eine Offenbarung.

Jedes Kunstwerk, welches ist, was es sein will, ist vollendet.

Johann Diedrich Wannken

„E klee numpern Männdel"

Erlebtes und Erlesenes von schlesischen Menschen

Von Wilhelm Grundschöttel

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
sind Schlüssel aller Kreaturen:
wenn die, so singen und küssen,
mehr als die Tiefgelehrten wissen,
wenn sich die Welt ins freie Leben
und in die Welt wird zurückbegeben,
wenn dann sich wieder Licht und Schatten
in echter Klarheit wieder gatten
und man in Märchen und Geschichten
erkennt die wahren Weltgeschichten,
dann liegt von einem geheimen Wort
das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis

Wir sollten über die Sudetenstraße nach Schreiberhau. Doch eben hinter Flinsberg stand am Wege ein Schild, das ein Schneeverwehungen wies. Und auf der anderen Seite ein Mann, ein Chausseearbeiter. Er riet uns ab, das Abenteuer zu versuchen. Gleichwohl machten wir uns fort.

Nach zwei Stunden waren wir wieder zurück, waren wieder bei dem Arbeiter mit seinem guten Rat. Da wir es eilig hatten, knüpften wir kein Gespräch erst an. Wir beobachteten den Mann nur. Und er sagte auch nichts. Kein höhnendes Wort, nicht einmal ein spöttisches Wort. Er lachte nicht, er verzog keine Miene. Stoß in seinen Augen leuchtete es ein wenig auf, kaum merklich. Er lächelte mit den Augen, und wir waren zerknirscht beschämt. Er gab uns zu erkennen, daß er sich lieber freute, es besser gewußt zu haben, und daß wir ihm — ohne Spott — leid taten. Man kann solch stille Ahndung nicht vergessen.

Mir fällt da eine Geschichte ein: Willi Reichert, ein echter und guter Schlesier, hat sie einmal von seinem Eltern-Vater erzählt, der mit knapp 100 Jahren am Morgens noch Fische brach und dann plötzlich sagte: „Ich geh' jetzt ins Haus, denn ich muß sterben." Der Sohn antwortete darauf: „Nee, Vata!, was redet Ihr denn vom Sterben? Das ist ja Dummheit. Ruht Euch ein wenig!" Und er starb doch noch den nämlichen Tag, ruhig und lächelnd und daran sich freuend, daß er es besser gewußt als der Sohn.

Ich habe noch nicht berichtet, wie unser Chausseearbeiter aussah. Er war klein, schmal, in jeder äußeren Weise unauffällig, man möchte sagen: grau oder: erdig. Aber er konnte uns beschämen.

Vor mir liegt das Bild, das ein unbekannter Künstler des 18. Jahrhunderts von Jacob Böhme gemacht hat. Es spiegelt einen im Typ eigenen Menschen, den sein Biograph und Nachfahre im Geiste Abraham von Franckenberg, also beschrieb: „Seine äußerliche Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen, kleiner Statur, niedriger Stirne, erhobener Schläfe, etwas gekrümmter Nase, grau und fast himmelblicklich blinzenden Augen, kurz-dünnen Barts, kleinlautender Stimme, doch holdseliger Rede, stehing in Gebärden, beschaidentlich in Worten, demütig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmütig von Herzen" — eure wo gut schleesch gesagt: er war „E klee numpern Männdel".

Dieser Bauernjunge, der wegen seiner schwächlichen Konstitution in ein Handwerk getan wurde und das Schusters lernte, durchschaute die ganze gelehrte Welt seiner Zeit. Man sah seinem unscheinbaren, unauffälligen Äußeren nicht an, was in ihm steckte. Er soll selber von einem Fremden erzählt haben, der ihn in seiner Jugend einst bei der Hand genommen, stark angesehen und dann gesprochen habe: „Jacob, du bist klein, aber du wirst groß und ein gar anderer Mensch und Mann werden, daß sich die Welt über dir wundern soll."

Und es brach aus ihm heraus. Geschärft von seinen Gesichten, setzte er sich an seinen Tisch und zwang die langsame Feder, der Fülle seiner Erkenntnisse, seiner Anschauungen im wörtlichsten Sinne zu folgen. Das Schöpfertum der Religionen hatte ihn zur Einkehr gebracht, das Dogmenwesen zur inneren Auflehnung. Sein gestrenger Seelenzynist forschte nach dem Centro der Dinge, nach dem Grund und Urgrund der Natur. Als ein Magnus saß er da, versunken ins Anschauen, und mühte sich, das Gestänge der Welt, den einen und geheimen Zusammenhang, die Maschina mundi zu ergründen und zu enträtseln. „Im Inneren sahe ich es wohl als in einer großen Tiefe, denn ich sahe hindurch als in ein Chaos, da alles inne, liege, aber seine Auswickelung war mir unmöglich. Es eröffnete sich aber von Zeit zu Zeit in mir, als in einem Gewächs, . . . bis es mich hernach überfiel als ein Platzregen, was er trifft, das trifft er."

Über die religiösen Inhalte griff er weit hinaus, wenn er sich auch ihrer Formen und Ausdrucksweisen bediente. Eine Alchimie des Geistes, der bis zu den letzten Gründen bohrte, war hier am Werk. Ihr genügten die Ergebnisse der Wissenschaft nicht. Jacob Böhme verachtete die Gelehrten keineswegs, er bezweifelte nicht die Richtigkeit und Wichtigkeit ihrer Arbeit. Aber sie war ihm nicht ausreichend. Er vermißte die Frage nach der „inwohnenden Gebärt", nachdem, was hinter der äußeren Erscheinung, dem Rechenbaren, Meßbaren steht. Mit gewaltiger Kühnheit erschaute er ein Seelengebäude, das das heute in seinen Formen fremd, in seiner Unbedingtheit und Voraussetzungslosigkeit, in seiner leidenschaftlichen Suche als ein germanisch gefühltes Neuergreifen der Welt stets neu und vertraut ist.

Ja, man darf sich wundern über solche Menschen. Ein Glanz, ein Leuchten, eine Helligkeit hinter dem unscheinbaren Gewand — man ist nicht darauf gefaßt. Die beiden Männer, die wir da herausgegriffen haben, den Gerbermeister aus dem 17. Jahrhundert und den vergebrüchigten Chausseearbeiter aus dem 19., sind nicht die Ausnahmen. Sie stehen mit ihrer Vorbildwirkung für ihr Land, das sie mitgeschaffen haben.

Ihre Vorfahren kamen im wesentlichen aus Mitteldeutschland, aus Oberfranken und Thüringen. Sie zogen nach Schlesien als Siedler — nicht wie die Ordensritter höher im Norden als Krieger. Einsichtige Herzöge riefen den deutschen Kaufmann, den deutschen Bauern als Kulturförderer zu friedlicher Arbeit. Und was dem Ruf folgte, war zäh, mutig, ausdauernd, nüchtern, bescheiden. Aber keineswegs kriegerisch. Es fehlte die Gliederung zu Kampfgemeinschaften mit Sinn, Prinzip von Führung und Gefolgschaft. Die Einwanderer erschienen einzeln oder truppweise und verstreuten sich in die weiten Ansagen ihrer Waldhufen- oder Straßendörfer. Jeder war mit seinem Stückchen beschäftigt. Fremdvölkischen Fürsten unterstellt, getrennt vom heimatlichen Kulturboden, abgeschnitten vom in sich geschlossenen Stammesleben hatte der Siedler nicht nur seine Äcker, sondern auch in seiner Seele zu roden, immer tiefer. So kommt er an die Wurzel, an den Anfang auf allen Gebieten. „Ich will als ein ehrlicher Knecht die Erde von der Wurzel ohrern, damit man kann den ganzen Baum sehen, mit der Wurzel, Stämme, Ästen, Zweigen und Früchten", sagt Böhme, der Philosophus Teutonicus, von seiner Arbeit. Die Reinigung und Bereinfachtheit braucht der einsame Bauernsohn, um sich einzuwurzeln.

Er braucht beides auch, um den Wurzeln des Geschicks zu erfahren. Schlesien hat sich 300 Jahre durchs historische Geschehen zu Böhmen orientiert, hat sich zu Beginn der Neuzeit 300 Jahre nach Österreich eingebunden erfahrenkte dann um 1871 Glied herum und empfing die Einwirkungen Preußens durch weitere 300 Jahre. So spielte es eine Vermittlerrolle durch alle Epochen seines geschichtlichen Bestehens, und ging sich nicht aufgegeben und wurzelnlos, und ging sich nicht aufgegeben und wurzelnlos, und ging sich nicht aufgegeben und wurzelnlos